

Illyrisches Blatt

zum

Nutzen und Vergnügen.

37

Freitag den 16. September 1825.

D a s B o r w o r t.

Lieder klingen
Freulich lieblich,
Und das Singen
Läßt so gut;
Aber Lieder
Wollen Freuden
Sich zu kleiden
In die Lust.

Trog der Jugend
Sind wir, leider!
Mit Vergnügen
Schlecht bestellt,
Und das Wahre,
Was erhebet
Und belebet
Ach, das fehlt!

Und das Leben
Bringt die Wechsel,
Und so geben
Wir vermengt,
Einmahl Freuden
Einmahl Schmerzen,
Wie's im Herzen
Sich bewegt.

Schöne Lieder
Hört man gerne
Ruft sie wieder
Oft im Klang;
Doch die Lieder
Und das Singen,
Die gelingen
Nicht so bald.

Und die Menge
Zu erfreuen,
Ihrer Strenge
Recht zu thun,
Jedem Hörer
Schön zu singen,
Viel zu bringen
Ist nicht leicht.

Wer die Musen
Frei und launisch
In dem Busen
Je gefühlt,
Kennet gewiß den
Guten Willen,
Das Erfüllen
Geben sie.

Der grüne Kaffeh als Mittel gegen die Gicht.
(Auszug eines Briefes aus dem dritten Hefte der Correspondence astronomique du Baron Zach.)

Ich habe vorigen Winter meine Spazierritte fortgesetzt, wobey ich das Verfahren beobachten mußte, innerhalb der Stadt wegen des Pflasters, so wie wegen der Polizey-Verordnungen, immer nur im Schritte zu reiten; dagegen ritt ich außerhalb der Thore so schnell, wie es ungefähr ein Kurier thun würde, der eine Siegesnachricht bringt. Durch diese heftige Bewegung versetzte ich meinen Körper dann regelmäßig in eine allgemeine Transpiration, in deren Folge ich, wie man zu sagen pflegt, bis auf die Haut durchnäßt wurde.

Allein wenn ich dann durch die vielen und langen, oft von Zugluft heimgesuchten Straßen der Stadt, durch welche ich meinen Rückweg nehmen mußte, wieder im Schritt reitend, heimkehrte, geschah es immer, daß ich wieder vollkommen trocken ward. Da mir das Transpiriren eine angenehme Empfindung verursachte, so achtete ich anfangs nicht auf die immer darauf folgende allmähliche Erkältung. Allein ich sollte bald für diese Unvorsichtigkeit gestraft werden. Nicht lange, so empfand ich eine Art von Lähmung in beyden Armen, welche, wie ich nachher fand, der Erkältung am meisten ausgesetzt waren. Anfangs meinte ich, das Übel werde sich eben durch meine Ritze und das durch dieselben hervorgebrachte heftige Transpiriren heben lassen; ich feste meine schnellen Ritze daher nur immer noch fort, ohne Bedacht zu haben, die Erkältung zu vermeiden.

So geschah dann, daß mein Übel stets heftiger zunahm, und ich am Ende ohne fremde Hülfe kein Kleid mehr anlegen konnte. Jetzt ward der Arzt gerufen, und dieser erklärte mir, daß ich die Gicht in den Armen habe, gegen welche er mir rieth, alle Abend vor dem Schlafengehen mich eine Stunde lang büßten zu lassen. Dieses Mittel wollte mir nicht behagen, ich unterließ es daher alsbald, und nahm mir vor, bey herannahender schöner Jahreszeit warme Bäder zu gebrauchen.

Eines Morgens aber besuchte ich W., einen fünf- und siebenzigjährigen bekannten Podagrifen. Auf meine Frage, wie es mit seiner Gesundheit stehe, antwortete

er: „Ganz gut; seit ich grünen Kaffeh trinke, habe ich keinen Anfall von Gicht mehr gehabt.“ — „Nun, was heißen Sie denn grünen Kaffeh,“ fragte ich weiter. — „Wie,“ sagte er, „Sie sollten den grünen Kaffeh nicht kennen? Dieses vortreffliche Mittel wäre Ihnen unbekannt? Nun so hören Sie und lassen Sie sich seinen Gebrauch beschreiben. Man nimmt eben so viele grüne nicht gebrannte Kaffehbohnen als man gebrannte zu einer Tasse schwarzen Kaffeh nehmen würde. Diese köcht man in einem Mößer, läßt sie mit einem halben Schoppen Wasser langsam bis auf zwey Drittheile einkochen. Dieses Getränk nimmt man zur Hälfte Morgens, so lange man noch im Bette ist, und bleibt nachher noch eine halbe Stunde liegen. Die andere Hälfte trinkt man, nachdem man aufgestanden ist, aber immer ohne Milch und Zucker. Eine Stunde später kann man sein gewöhnliches Frühstück nehmen, so wie man auch bey dem Mittag- und Abendessen durchaus keine weitere Diät zu beobachten hat. Dieß heißt man den grünen Kaffeh, und auf diese Art wird er getrunken.“

Gut, gut, dachte ich, wenn es wirklich die Gicht ist, die sich in meine Arme gesetzt hat, so kann ich ja diesen Trank versuchen.

Den Abend desselben Tages kam ich in's Theater und trat eben in die Loge des Herrn Grafen v. P., der mich mit der gewöhnlichen Redensart: „Nun, wie geht es mit Ihrer Gesundheit?“ empfängt. — „Nicht gut,“ erwiederte ich, „Meine Arme versagen mir ihre Dienste; ich glaube, sie werden mir bald allen Gehorsam aufkünden.“ — „Wie, es so brauchen Sie doch mein Mittel.“ — „Ihr Mittel? Nun und worin besteht dieses denn?“ — „In grünem Kaffeh. Sie wissen, daß ich an Händen und Füßen entsetzlich an der Gicht gelitten habe; allein seit ich grünen Kaffeh trinke, was jetzt ungefähr anderthalb Jahre seyn mag, habe ich keinen Anfall mehr gehabt.“ — Ich fragte nun, wie denn der grüne Kaffeh bereitet werde, worauf ich dasselbe erfahre, was mir W. schon am Morgen mitgetheilt hatte.

Nun fürwahr, daß muß ein Fingerzeig Gottes seyn, sagte ich mir, innerhalb zwölf Stunden wird mir für mein Uebel von zwey Personen ein und dasselbe Mittel angerathen, von den ich vorher nie reden gehört! Das ist kein bloßer Zufall; und sogleich bey

meiner Nachhausekunft ward auch der grüne Kaffeh bestellt, nachdem ich die Art, ihn zu bereiten, auf das sorgfältigste beschrieben hatte.

Den folgenden Morgen weckt mich mein Bedienter mit einer Tasse grünen Kaffeh. Ich grolle zwar, aber ich trinke doch noch Vorschrist davon; allein was ist das für ein Getränk! In meinem Leben habe ich nichts Faderes, Unschmackhafteres getrunken. Es ist weder süß, sauer oder bitter, schmeckt nach Gras und hat entsetzlichen Saß; dem Allem ungeachtet vermochte ich es sechs Wochen lang über mich, diesen kaum trinkbaren Kaffeh zu trinken.

Und in der That, meine Selbstüberwindung hatte Erfolg. Mein linker Arm zeigte zu allererst einige Besserung und ward nach und nach wieder ganz gut. Aber der rechte Arm, es ist der, mit dem ich den Geldbeutel hervorziehe und öffne, will sich immer noch nicht geben. Der Schmerz, in demselben ist stets noch ziemlich stark, und geschieht es, daß meine liebe Frau kommt, um Geld zu verlangen, was sich häufig ereignet, und ich nun mit dem rechten Arme meinen Beutel ziehen muß, so schmerzt es mich noch so heftig, daß ich unwillk. h. das Gesicht verziehen muß. Zwar behauptet meine Frau, diese Scimasse sey eine bloße Folge meines unausstehlichen Geizes; allein ich kann Sie versichern, daß dem nicht so ist.

Nun noch sechs Wochen grünen Kaffeh getrunken, und ich hoffe so gut von meinen Schmerzen befreyt zu seyn, daß selbst das Geldgeben mir nicht mehr wehe thun soll.

Neue Aufbewahrungsart des Getreides.

Graf Dejean hat von 1819 bis Ende 1822 mehrere Versuche im Großen, über die Aufbewahrung des Getreides und Mehles in luftdichten Gefäßen angestellt, welche vollkommen gelungen sind. Da bey Ausschluß der Luft (trockene) Körper sich nicht verändern, und eben so wenig Thiere leben können, so bleibt das Getreide gut und verliert am Gewicht nicht das geringste. Zu den luftdichten Gefäßen wählte er Cylinder aus starkem gegossenen Bley, welche mit dem Getreide angefüllt, und dann mit einem Deckel bedeckt wurden, den er anlöthete. Cylinder haben bey dem größten Inhalt

die kleinste Oberfläche und verbiegen sich nicht, weil der Druck des Getreides auf sie gleichförmig wirkt. Geschlagenes Bley taugt nicht, weil es leicht von außen nicht bemerkbare verdeckte Risse haben kann; auf Stein gegossenes ist weit besser als auf Sand gegossenes. Die Gefäße sind vollkommen luftdicht zu verlöthen, denn wo der kleinste Riß ist, dringt Feuchtigkeit und Luft ein, welche das daranliegende Getreide oder Mehl verdirbt. Solche Gefäße können eben so gut in den feuchtesten Kellern, als auf Wädden stehen, da die Feuchtigkeit nicht an das Getreide kommt, und höchstens außen etwas das Bley angreift. Kornwürmer, die man mit dem Mehl in sie einschließt, kommen um, oder bringen, ohne von der Stelle zu gehen und zu verzehren, ihr Leben in einer Art Schlaf zu, daher man sie nicht zu fürchten braucht. Die Kosten der bleyernen Cylinder sind nicht bedeutend, und werden um so geringer, je größer man sie macht, auch hat das Bley an sich noch so viel Werth, daß man, wenn sie unbrauchbar werden, noch 62 Procente davon lösen wird.

Durch das Schimmeln des Getreides, das auf der Oberfläche von Haufen liegt, entsteht ebenfalls ein luftdichter Überzug, welcher das darunter befindliche vor dem Verderben sichert. Durch einen solchen Schimmelüberzug fand man einst zu Metz. Getreide gut erhalten, das bey einer Belagerung im Jahr 1578 in ein unterirdisches Gewölbe gebracht worden war. Einige Hamburger Handelshäuser bedienen sich desselben Mittels. An einem Orte, wo Mäuse nicht hinkommen können, wird Getreide in dicken Haufen aufgeschüttet, worauf bald eine Rinde entsteht; der Käufer untersucht das Innere unter der Rinde, das gut erhalten ist. Hiedurch geht jedoch ein nicht unbedeutender Theil Getreide zu Grunde. — Bey dem Feldzug Massena's in der Schweiz buken die Franzosen sehr gutes Brod aus Getreide, das in den städtischen Magazinen auf diese Weise sich vollkommen gut erhalten hatte.

Das Bley zu den Gefäßen wird zwey Millimeter dick auf Stein gegossen, so daß ein Viereck Meter nicht weniger als 22 und nicht über 27 Kilogramme wiegt. Es kostet 90 Cent. das Kil. unverarbeitet, und verarbeitet 1½ bis 1¼ mehr, oder 1 Fr. 20 C.

Die Kosten nehmen mit der Größe der Cylinder ab. In ein Gefäß aus 150 Kil. Bley, von 1 Würfelmeter Inhalt, geben 10 Hectoliter oder 7 1/2 metrische Centner Weizen, und die Kosten betragen 180 Fr. In eines von 8 Würfelmeter Inhalt gehen 5,120 Hectol. oder 3840 Cent. Getreide; es sind dazu 9600 Kil. Bley nöthig, und die Kosten betragen 11,520 Franken.

Diese Kosten sind weit geringer als die der Erdgruben, welche Lernaux errichten ließ, und welche an sich gar keinen Werth haben; auch erhält sich in denselben das Getreide nicht so gut.

Von dieser Aufbewahrungsart können die Landwirthe, Kaufleute und die Regierungen, welche Magazine halten, großen Nutzen ziehen, besonders aber die Schifffahrt, namentlich wenn man Getreide nach fernem Colonien senden muß.

Bev Dejeans Aufbewahrungsart ist die Ausschließung der Luft und Feuchtigkeit die einzige wirkende Ursache. Man kann daher auch Gefäße aus jedem andern Metall, aus Zink oder verzinnem, und mit Theer oder Firniß überzogenem Eisenblech (um das Rosten zu hindern), oder hölzerne mit getheerter Leinwand überzogene und mit Öhl oder Pech getränkte Gefäße nehmen; oder hölzerne getheerte und innen mit dünnem Bleyblech überzogene Gefäße. Für Früchte, Rosinen, Zwetschgen würden ähnliche (aber mit Firniß überzogene) Metallgefäße sehr gut seyn. Am meisten aber ist die Aufbewahrung in metallnen Gefäßen, oder bey kleinen Mengen, in Glasflaschen den Samenhandlungen zu empfehlen, weil in solchen der (trockene) Same seine Keimkraft nicht verlieren kann.

Gasbeleuchtung in Mainz.

Am 4. May ist der englische Generalmajor, Sir William Congreve, in Mainz angekommen und trat sogleich mit den städtischen Behörden in vorläufige Unterhandlungen, um die Gasbeleuchtung einzuführen, und reiste am 8. May wieder ab. Nach den Vorschlägen, welche er vor der Hand noch im Allgemeinen machte, würde die englische Gasbeleuchtungsgesellschaft sich verbindlich machen, für dieselbe Summe,

welche die bisherige Beleuchtung jährlich kostet, alle Straßen und Plätze mit zu beleuchten. Zu diesem Ende würde die Gesellschaft auf dem Platze Guttenberg ein großes Gebäude zur Bereitung des Gases aufführen, und von da aus durch alle Straßen, unter dem Pflaster hin, eiserne Röhren leiten, um das Gaslicht aller Orte zu verbreiten. Die Kosten dieser Anstalten und Vorrichtungen würden sich auf 250,000 fr. belaufen, und ganz von der Gesellschaft getragen werden. Von diesem Lichte, welches das gewöhnliche unserer Lampen und Kerzen an Reinheit, Helle und Stärke um mehr als das Doppelte übertrifft, könnten auch die Bewohner der Stadt, so wie alle öffentlichen Anstalten Gebrauch machen; indem die Gesellschaft sich verpflichtet, auf ihre Rechnung, von den Straßen aus dünnere Seitenröhren in die Häuser zu leiten, wo man Gaslicht zu haben wünschen sollte. Der jährliche Preis für ein Gaslicht würde wohlfeiler zu stehen kommen, als jedes andere Licht. Uebrigens würde sich die Gesellschaft noch ausdrücklich verbindlich machen, zu allen ihren Vorrichtungen nur Landesproducte, und namentlich zur Bereitung des Gases nur Öhl zu verwenden.

Dongola = Pferde.

Diese sind die besten, welche es an den Ufern des Nils gibt. Die Pferde sind nicht so groß, als die englischen, aber besser gebaut, muskeltast, behend und können große Anstrengungen ertragen. Gewöhnlich haben sie eine weiße Stirne und 4 weiße Beine; die beste Race hat jedoch nur drey weiße Beine. Man findet diese Pferde nicht allein in Dongola, sondern auch in Dar Svehgna. Sie werden gewöhnlich vor dem zweyten Jahre zugeritten, da sie sonst nicht mehr zu bändigen wären.

Dampfboot zur Fahrt nach Indien.

Man hat in Deptford ein ungeheures Dampfboot vom Stapel gelassen, das erste, das zur Fahrt nach Indien bestimmt ist, zu der sonst gegen ein Jahr erfordert wurde, und welche man jetzt in drey Monaten zu vollbringen hofft.